

Passionspunkte 2003

Textsammlung

Passionspunkt: „Am Ende“ 13. April 2003
Altenheim Pauline Ahlsdorf Haus, Rheinstraße 106

Zur Lage: *Albrecht Dennhart,*
Schauspieler
(Kein Text verfügbar)

Kurzpredigt: *Frank*
Morgenstern

Das Leben währt 70 Jahr und
wenn's hoch kommt, so sind's
achtzig Jahr.

Du siehst aber trotzdem noch gut aus.

Tja, wie das blühende Leben.

Es ist ja auch so: Einen alten Baum verpflanzt man nicht.

Ach komm: Man ist so alt, wie man sich fühlt

Genau: Trau keinem über 30.

Je oller, je doller

Alter ist eine Frage der Einstellung, mein/e Liebe/r.

Bei uns in der Familie werden die Leute sehr alt, wenn sie nicht
vorher sterben.

Komm, du weißt doch: Alter wird oft nur auf
Weinflaschen respektiert.

Ich finde eher: Alternde Menschen sind wie Museen: Nicht auf
die Fassade kommt es an, sondern auf die Schätze im Inneren.

Alt ist man dann, wenn man an der Vergangenheit mehr
Freude hat als an der Zukunft.

Alle wollen alt werden, aber keiner will es sein.

Älter werden ist die einzige Möglichkeit, länger zu leben.

Alte Leute sind junge Menschen, die zufällig vor dir älter
wurden.



Alter schützt vor Torheit, nicht?

Alter schützt vor Torheit nicht!

Du wirst alt, wenn die Kerzen mehr kosten als der
Geburtstagskuchen.

Das letzte Hemd hat keine Taschen.

Alter ist ein trauriger Reisebegleiter.

Gott gibt uns Erinnerungen, damit wir Rosen im Alter haben.

Hör niemals auf anzufangen.

Fange niemals an aufzuhören.

Liebe Gemeinde am ersten Passionspunkt hier im Pauline!
Unendlich viele Sprüche und Weisheiten über das Alter gibt es.
Das hätten wir jetzt noch ziemlich lange so weitermachen
können. Und so manches Mal hätte man / frau genickt, den
Kopf geschüttelt / etwas in sich rein gelächelt nach dem Motto:
ja genau so ist das oder nee, das stimmt überhaupt nicht.
Eine haben wir nicht genannt, eine schöne aus der jüdischen
Weisheit. Sie lautet: Wenn ein Mensch geboren wird, hat er die
Hände geballt, als wolle er sagen: Ich erobere die Welt. Wenn
einer alt wird, hat er die Hände ausgestreckt als wolle er sagen:
Alles gehört dir, mein Gott, ich habe nichts zurückbehalten.
Älter werden hat etwas mit den Erfahrungen zu tun. Mit der
Bereitschaft, manches als gegeben zu akzeptieren. Mit
unkonventionellem Verhalten. Manches einfach nur zu geben.
Weisheit ist kein Privileg des Alters. Wohl aber Erfahrung und
Erinnerungen.

Auch die Frau in der Geschichte von der Salbung in Bethanien
ist wohl auf den ersten Blick nicht weise. Auch sie macht etwas,
das vollkommen aus der Reihe schlägt. Die Freunde Jesu sind
ziemlich entsetzt. Man kann sich richtig vorstellen, wie sie sich

empören: Wozu diese Vergeudung? Das teure Öl! Man hätte es besser verkauft und das Geld den Armen gegeben!

Komisch diese Geschichte hier vor Ort zu hören, wo es um Verschwendung geht. Viel wird hier investiert, an Kraft, an Zeit, an Mühe und auch an Geld. Doch trotzdem wird einfach auch ganz viel Zeit freigesetzt.

Zeit, die man auf einmal hat. Die einfach auf einmal da ist.

Nichts was jemandem geschenkt wird, ist verschwendet.

Vielleicht wissen ältere Menschen ab einem bestimmten Augenblick einfach viel mehr, dass es nicht immer darum geht, die Konten abzugleichen. Jesus weiß, dass er nicht mehr ewig dasein wird und sagt: Lass sie, die anderen habt ihr noch lange. Ich bin aber nur noch kurz da. In manchen Augenblicken unseres Lebens tut Verschwendung einfach gut und ist nötig.

Verschwendung ist dann die einfache Form der Hin- und Zuwendung. Also Verschwendet!

Gottes Wege sind überraschend. Das gilt wohl auch gerade in der Passionszeit. Amen.

Passionspunkt: „Mit allen Wassern“ 14.April 2003 Helgolandhaus, Rundkuppel, Südstrand 84

Zur Lage: *Priv.-Doz. Dr. Ingo Sommer, Hochbauamtsleiter Wilhelmshaven i.R.; Architekturhistoriker Carl v. Ossietzky Universität Oldenburg.*

Dies ist ein Platz um zu beobachten, ein Point de vue,



ein erhöhter Ausguck, von dem man schauen kann: Auf die Stadt, in die Landschaft, auf das Wasser. Der erhöhte Standpunkt läßt unsere Blicke bei klarer Sicht weit schweifen, auch unsere Gedanken. Man sagt ja auch bei Gedankengängen gerne: „Ich sehe klar“, oder „Ich habe einen Standpunkt“. Ein Hauch von Überheblichkeit und Freiheit, nur weil wir uns ein paar Meter gegenüber den Menschen auf der Erde erhöht haben? Weil der Wasserspiegel so weit unten sicher entfernt ist? Zu unseren Füßen der Große Hafen, dahinter im späten Nachmittagslicht das Panorama unserer Stadt. Unsere Heimat. Hoffentlich! Der zumeist ruhig gelegene, nur von wenigen Seglern durchkreuzte Große Hafen, steht wenige Male im Jahr im Mittelpunkt von besucherträchtigen, maritimen Ereignissen, „Events“ sagt man gerne zu diesen touristischen so genannten „Highlights“. Historische Schiffstreffen, lärmende Stadtfeste, kulturelle Begebenheiten waren und sind dort regelmäßig zu konsumieren. Sogar ein Teil der EXPO 2000 fand da unten um den Großen Hafen statt. Es ist spannend, einmal an der seefahrtsseligen Oberfläche zu kratzen und zu schauen, was es wirklich mit dem Großen Hafen auf sich hat. Zur rechten Hand die größte Drehbrücke Europas, sie ist nach einem Hohenzollern aus Berlin benannt: Kaiser-Wilhelm-Brücke. Die Grenze zur Stadt ist der schnurgerade Bontekai, gepflastert und angehübscht wie der Boulevard einer Metropole. Dahinter die Südstadt mit ihren von Architekturprofessor Gotthilf Hagen 1856 entworfenen rechtwinkligen Baublocks nach Berliner Vorbild. Übrigens: Die Berliner Architekten hatten ihre Vorbilder aus dem weltläufigen Paris geholt. Zur linken Hand die Wiesbadenbrücke mit ihren Pontons. 1400m x 700m mißt der 1910 fertiggestellte Große Hafen. Er ist jung und jung ist das Gesicht von Wilhelmshaven: Vor 150 Jahren erst haben Monarchen in Oldenburg und Berlin

den Jadevertrag geschlossen. Vor 130 Jahren erst wurde Wilhelmshaven Stadt. Das Hafenbecken zu dem wir herabblicken, der Große Hafen, ist gerade 90 Jahre alt. Vor der Geschichte ein lachhaft kurzer Zeitabschnitt. Das alles scheint ganz einfach und normal, modern und technokratisch: Der Fliegerdeich, auf dem dieses Haus steht, wurde 1904-1910 von der Firma Philipp Holzmann (sie hatte die Ausschreibung ganz korrekt gewonnen) nach Planungen von Paul Moeller und Julius Rollmann mittels moderner Feldbahnen und PS-starker Bagger neu im Watt aufgeschüttet. Dann wurde das dahinterliegende Hafenbecken von schwimmenden Eimerkettenbaggern vertieft. Keine Seuchen, keine Zwangsarbeiter, alles ganz normal. Die Maße des Großen Hafens ergaben sich aus den Schiffswendekreisen von 120m vor Kopf der Wiesbadenbrücke und 150m vor dem heutigen Grodendamm, der eigentlich eine Grodenbrücke werden sollte. Dahinter ging es westlich weiter zum Zwischenhafen und zum Westhafen. Was geschah denn nun eigentlich im Großen Hafen? Eine merkwürdige Frage? Keinesfalls! Stellt man sie einem so genannten „alten Mariner“ wird er bedeutungsschwanger etwas von den Liegeplätzen der Flotte erzählen, von Skagerrak und Scapa Flow. Warum machten an der Südseite Linienschiffe, Kreuzer und Schlachtschiffe, an der Nordseite Torpedoboote und Zerstörer denn nun wirklich fest? Mit Nostalgie und Pathos aufgeladene maritime Erzählungen helfen nicht weiter. Haben wir die Geschichte etwa verschlafen? Die Wirklichkeit war weit weniger heroisch. Kriegsschiffe fuhren mit Dampfkraft. Dampfmaschinen brauchten Kohlen zur Kesselbefuerung. Um den Großen Hafen, am Fliegerdeich, auf der Wiesbadenbrücke und am Bontekai wurden 1910 sofort nach Fertigstellung der Ufer mehr als 20 riesige Kohlenlager und Kohlenschuppen errichtet. Die

größten der offenen Kohlenlager waren 200m lang, 30m breit und 20m hoch, so zeigen es die amtlichen Lagepläne und ganz wenige Fotos. Am stadtnahen Nordufer des Großen Hafens wurden wegen des fliegenden Kohlenstaubes nur geschlossene Kohlenschuppen verwendet. Es ist schon ernüchternd: Der Große Hafen einschließlich Wiesbadenbrücke war rings umgeben von Kohlenhalden, nichts als riesige, staubige, dreckige Kohlenhalden. Keine Spur von Glanz und Gloria der Kaiserlichen Flotte. Der schwarze Staub verbreitete sich beim hier häufigen Sturm in der Stadt, legte sich auf Fassaden und Stuck, auf Haut und Atmungsorgane. Es war Aufgabe des Ausrüstungsressorts der Kaiserlichen Werft, alle Kriegsschiffe mit Brennstoffen zu versorgen. U.a. deswegen baute die Kaiserliche Werft mit ihren Hafenbaudirektoren Moeller und Rollmann den Großen Hafen.



In den Geschichtsbüchern ist nichts zu finden über die Hilfsarbeiter, die Kohlen transportierten. Die wenigen Fotos zeigen weder Menschen noch Kräne noch Verladebrücken, nur riesige Kohlenvorräte. Kohlen ließen sich ja wohl nur in Handarbeit mit Karren und Säcken aus Schuppen auf Schiffe bringen. Tausende müssen in Zeiten der Hochrüstung Kohlen geschleppt haben. Wer waren die Arbeiter? Wo kamen sie her? Doch wohl keine Matrosen der Kaiserlichen Marine? Sicher auch keine Werftthandwerker. Wer dann? Wieviele? Man weiß nichts über ihr Schicksal. Ein Stück Wilhelmshavener Marinegeschichte wurde verschlafen oder von Seefahrtsgeschichte überdeckt. Die Ufer um den Großen Hafen waren vielfach von Eisenbahngleisen, Elektroleitungen, Wasserrohren, Ölleitungen und Entwässerungen durchzogen.

Zur rückwärtigen Versorgung der Kohlenlager wurden eigens Ladestraßen wie beispielsweise die Kanalstraße gebaut und mit Eisenbahntrassen ausgestattet. Als dieses Haus hier Anfang der 90er Jahre gebaut wurde, wunderten sich die Unternehmen über Mengen von Eisenbahnschienen, die unter der Grasnarbe verborgen waren. Zahlreiche Waschhäuser, Aborte, Badehäuser, Kantinen, Magazine und Kesselhäuser dienten dem Betrieb der Bekohlungsanlagen und der sozialen und hygienischen Fürsorge der Kohlenschlepper. Nur eine Waschkäue steht noch am Eingang der Wiesbadenbrücke an der Jadestraße. Als 1914 die ersten dieselbetriebenen Kriegsschiffe aufkamen, wurden zusätzlich auch voluminöse Brennstofftanks um den Großen Hafen plaziert. Nur noch einer, bunt bemalt, steht in der Weserstraße. Kriegerische Vergangenheit ist nicht immer erkennbar. Wer weiß noch, daß sich hier an dieser Stelle auf dem Fliegerdeich und rechts von uns der größte deutsche Seeflughafen befand? Die zwei übriggebliebenen Klinkergebäude mit ihren Ziegelwalmdächern sind die 1914-1918 gebauten Kommandogebäude des Seeflughafens. Der beliebte Parkplatz hinter uns war im Ersten und Zweiten Weltkriege Abstellplatz für Dutzende Wasserflugzeuge. Hangars und Kranbahnen, Bunker und Flugzeugwerften sind längst abgerissen. Vorhanden ist noch die bei Surfern beliebte Fliegerablaufbahn. Erhalten und gerade im Umbau befindlich sind auch die drei Fliegerkasernen von 1936. Der Jadebusen war Start- und Landebahn der bis über 2000 deutschen Seeflugzeuge. Die kriegerischen Hinterlassenschaften um den Großen Hafen sind längst abgeräumt. Viele Jahre sind seitdem vergangen. Die Geschichte der Seefahrt ist nicht nur eine Geschichte der Heldentaten, sondern auch eine Geschichte von Leid und Schmerz. Wir sollten sie nicht vergessen.

Kurzpredigt: Bernhard Busemann

„Wach auf!“ Ein schriller Ruf an einem wunderschönen Ort. Mitten in den Garten des Lebens hinein dieser Zwischenruf: „Wach auf!“. Das verunsichert. Wir beginnen zu fragen: Habe ich etwas verschlafen? Sehe ich die Dinge gut? Bleibt mir etwas verborgen und unsichtbar? Entzieht sich etwas meiner Kenntnis? Wo brauche ich andere Menschen, damit sie mich wachrütteln und aufmerksam machen? Gerade schöne Orte und verführerische Momentaufnahmen des Lebens, tragen etwas Trügerisches in sich. Vielleicht auch dieser Ort hier. Wir stehen über den Dingen. Wir gewinnen den Eindruck: Von hier aus haben wir den Überblick. Wir sehen großzügig über Geschichte und Geschichten hinweg und meinen trotzdem die Übersicht zu haben. Oft genug sind es mächtige Medien, die uns dieses Gefühl verkaufen wollen: Hier hast du den Überblick, hier hast du Objektivität. Wir haben eine Kamera oben auf das Dach geschraubt. Von da oben kannst du alles selber mitansehen sehen. Zum Beispiel siehst du ganz Bagdad. Doch was haben wir gesehen vom Leid? Wir sehen wohl nur das, was andere uns zeigen wollen. Und genauso schwierig: Wir sehen oftmals nur das, was wir sehen wollen. Das Andere, das Schwere und Tragische oder auch das Leichte und Glückbringende, das wollen wir oft gar nicht an uns heranlassen. Da fehlt uns die Übersicht. Wir sehen vor lauter berauschemdem Wasser die verborgene, winzige Träne nicht. Dabei kann nur sie uns eine Geschichte erzählen, die berührt und weiterbringt. Jeder Mensch hat eine Geschichte. Jeder Mensch hat Geschichten zu erzählen von Glück und Freude, von Leid und Schmerz. Und gerade diese kleinen, unbedeutenden Erlebnisse sind es, für die Gott uns wachrütteln will. „Wach auf“. Amen

Passionspunkt: „Ernüchterung“ 15. April 2003 Polizei, Eberstraße 80, Gewahrsamszelle

Zur Lage: *Michael Hopp,
Polizeimeister*

Herzlich Willkommen sagt man, wenn man jemanden zu Gast hat. Angesichts der Räumlichkeiten, in denen wir uns jetzt aufhalten, ist das wohl kaum die richtige Ansprache.

Herzlich Willkommen ist im Zellentrakt des 1.

Polizeikommissariats kaum jemand. Kaum jemand sehnt sich nach einem Aufenthalt in diesen „Räumlichkeiten“ und dennoch wurden im vergangenen Jahr diese Unterkünfte 383 mal in Anspruch genommen. Freiwillig natürlich nicht, 231

Ingewahrsamnahmen erfolgten nach dem Niedersächsischen Gefahrenabwehrgesetz, davon 51 mit ärztlicher Untersuchung; 174 mal war es ein Schutzgewahrsam wegen Trunkenheit. 174 mal wurden Menschen zum Schutz der eigenen Person eingeliefert. Ein Beispiel: Die Kollegen haben ihre nächtliche Streifenfahrt kurz unterbrochen, um auf der Dienststelle einen Kaffee zu trinken.

Kaum sitzen sie, klingelt das Telefon: Ein Besoffener liegt im Stadtpark auf einer Bank bei der Musikmuschel, teilt der Anrufer mit, der anonym bleiben will. Na gut, lass den Kaffee stehen, wir fahren dorthin. Vor Ort finden die Polizeibeamten eine männliche Person, die neben einer Bank auf dem Boden liegt. Schon beim Näherkommen stellen sie fest, dass es nicht nur nach Alkohol riecht. Richtig, der Mann hat sich eingenässt und auch der Darm war in Tätigkeit: Krass ausgedrückt: er ist



vollgepisst und vollgeschissen. Ekel überkommt die beiden Beamten, doch liegen lassen können sie diesen Mann nicht. Sie müssen ihm helfen, die Witterung ist nicht geeignet, draußen auf dem Boden zu liegen und außerdem ist er hilflos, könnte zum Beispiel bestohlen werden. Na gut, Handschuhe anziehen, Plastikplane auf den Rücksitz und den Mann in den Streifenwagen hieven. Wie heißen Sie, wo wohnen Sie?? Unverständliches Gestammel ist die Antwort. Tja, dann hilft es nichts, wir müssen ihn in eine Zelle bringen, bis er wieder in der Lage ist, auf seinen eigenen Beinen zu stehen und Herr seiner Sinne ist. Im Streifenwagen stinkt es nun gewaltig nach Kot und Urin — den Polizeibeamten nimmt der Gestank den Atem, doch es hilft nichts, der Mann muss zum Schutze seiner Person eingeliefert werden. Beide Polizeibeamten schwanken zwischen Mitgefühl und Pflichtbewusstsein: Musste sich dieser Mensch denn derartig besaufen oder hatte er vielleicht einen Grund dazu. Fragen, die sich immer wieder stellen und die nur selten geklärt werden. Man ist beim Polizeirevier angekommen. Wagen geparkt, Mann gepackt und in die Zelle getragen, auf die Matratze gelegt und zugedeckt. Das ist nicht leicht, denn er hilft nicht mit, lässt sich hängen, brabbelt und stinkt vor sich hin. Regelmäßig wird in der Folgezeit kontrolliert, ob mit ihm alles in Ordnung ist. Am Morgen möchte der Mann nach Hause, beschimpft die Beamten bei seiner Entlassung und beschwert sich, dass er die Nacht in einer Zelle verbringen musste, die Decke zusammenlegen sollte und dass er nun auch noch seine Personalien angeben muss. Man hätte ihn in Ruhe lassen sollen, es war doch alles nicht so schlimm. Er ist augenscheinlich wieder nüchtern. Die beiden Beamten, die eigentlich nur helfen wollten und ihre Pflicht getan haben sind ernüchtert — aber Dank hatten sie sowieso nicht erwartet. Beim nächsten Mal wird es ähnlich ablaufen, man kennt das

schon. Dennoch sind diese Einsätze, so häufig sie auch vorkommen, längst keine Routine, denn immer ist ein Mensch beteiligt, dessen Schicksal man nur selten kennt. Die Kosten für eine solche Aktion belaufen sich auf 50 Euro für den Transport, 22 Euro für die Übernachtung und gegebenenfalls 25 Euro für die Reinigung der Zelle. Diese Rechnung wird den Delinquenten in einigen Tagen erreichen, spätestens dann erfolgt auch bei ihm die Ernüchterung.

Kurzpredigt: *Bernhard Busemann*

Hilflosigkeit - auf allen Seiten. In der biblischen Geschichte finden wir Hilflosigkeit im Verrat. Hilflosigkeit im Einfangen. Hilflosigkeit im sich Wehren. Eine bittere Geschichte des menschlichen Scheiterns. Ein Fall ins Bodenlose, über Abgründe hinweg. Abgründe die tiefer sind als das, was dem Menschen würdig ist. Und das entdecken wir auch hier an diesem Ort. Jeder Kratzer in der Wand erzählt uns eine leidvolle Lebensgeschichte. Jede Delle, jede Spur der Verwüstung ist der stumme Versuch auszubrechen auch aus dem eigenen verfahrenen Leben. Das grosse Thema hier: Verrat an der eigenen Person, wenn der Mund wieder und wieder die Bierflasche oder den hochprozentigen Alkohol küsst. Verbunden mit dem stummen Hilferuf an unsere Gesellschaft und ihre helfenden Institutionen und Personen: Der ist´s, den greift auf, wenn er wieder volltrunken und nicht mehr zurechnungsfähig ist. Der ist´s, den greift auf, wenn er wieder vor sich selbst geschützt werden muss, oder die anderen vor ihm. Hilflose Menschen, hilflose Helfer, hilflose Strukturen. Das alles bündelt sich an diesem Ort der menschlichen Ernüchterung. Ein Mahnmal des Scheiterns, in unserer Nachbarschaft. Und doch ist es gut, dass es diese Räume gibt.

Weil hier ein Netz gespannt wird, um den Fall ins Bodenlose aufzuhalten. Weil hier Menschen arbeiten, die allen Ekel und alle Verbitterung überwinden und versuchen ein menschliches Gesicht zu zeigen gegen das Leid, gegen die Verrohung und gegen die Abgründigkeit des Lebens. Die meisten, die hier landen, werden nicht eingefangen, sondern letztlich aufgefangen. Das ist ein Hoffnungsschimmer. Den wir verbinden wollen mit einem Wunsch für diejenigen, die hier gelandet sind: Steht auf und geht, ihr Menschen. Steht auf und geht wieder aufrecht in euer Leben und kommt, wenn möglich nicht wieder hier her. Amen

Passionspunkt: „Durch alle Zeiten“ 16.April 2003 Werfttor I, Einfahrt zum Arsenal

Zur Lage: *Jens Graul, Stadtrat*

Durch alle Zeiten gingen Arbeiter, Beamte und Angestellte, Soldaten und Offiziere durch das Werfttor I in die Marinewerft

Wilhelmshaven: seit 1871 hieß sie Kaiserliche Werft, nach 1919 Reichsmarinewerft, nach 1935 Kriegsmarinewerft. Viele Jahrzehnte lang schlug hier das Herz der Stadt, der Klang von Schiffssirenen und Niethämmern, Kränen und Werftbahnzügen, der Rauch und Dampf aus unzähligen Feuern und Maschinen prägte die Umgebung, die ganze Stadt. Der Bauhafen, das quadratische Hafenbecken der Werft ist bis heute die Wurzel der Stadtentwicklung, auch wenn mit der



Alten Torpedowerft am Verbindungs-hafen und der U-Boot- und Torpedowerft am Westhafen später weitere wichtige Werftkomplexe entstanden sind. Gemeinsam mit dem Hafenkanal und der Zweiten Hafeneinfahrt wurde der Bauhafen Ende der 1860er Jahre als erstes fertiggestellt, erhielt die Marineanlage 1869 von Preußens König Wilhelm I. seinen Namen. Viele tausend - vor den beiden Weltkriegen mehr als zehntausend - Menschen verdienten auf der staatlichen Werft ihr Brot. Sie waren stolz auf ihren Arbeitsplatz, auf die vielen Schiffe, die hier vom Stapel liefen und die unzähligen Schiffe die hier repariert wurden: Torpedoboote und Kreuzer, Panzerschiffe, Linienschiffe, Schlachtschiffe, aber auch Schlepper und Vermessungsschiffe, zwischen den Weltkriegen auch Fischdampfer und Frachter. Das größte auf der Werft je gebaute Schiff, das Schlachtschiff TIRPITZ, ragte mit seinem Bug von der Helling über die Gökerstraße, so konnten die Wilhelmshavener am Wachsen und Werden des Schiffes unmittelbaren Anteil nehmen. Die Werftarbeiter schätzten ihre Fachmannschaft und soziale Errungenschaften wie das Werftkrankenhaus, den Kindergarten, Erholungsheime oder das Werftspeisehaus, welches hier gegenüber einst stand. Das Werfttor I wurde 1876 erbaut, es beherbergte lange Jahre auch die Verwaltung der Werft mit dem Oberwerftdirektor, einem Seeoffizier im Admiralsrang. Die Werftarbeiter gingen nach Feierabend durch dieses Tor auf der Marktstraße zu ihren Wohnsiedlungen wie z.B. „Belfort“, die Werftsiedlung in Bant. Lange bevor sie zur Geschäftsstraße wurde, war die Marktstraße die zentrale Verbindung zwischen Wohnung und Arbeitsplatz. Das Torgebäude bildet - gemeinsam mit dem alten Wasserturm - die historische östliche Platzseite des Friedrich-Wilhelm-Platzes, des neben dem Adalbertplatz heute noch wahrnehmbaren und leider allzu oft

an den Rand gedrängten Mittelpunkts des alten preußischen Stadtgrundrisses. Der Friedrich-Wilhelm-Platz erhielt erst Ende der 1950er Jahre seine heutige Gestalt als Gartenanlage. Lange Jahre verbrachten die Werftarbeiter hier ihre Mittagspause. Diagonal über den Platz führte das „Kaisergleis“ der Eisenbahn, auf dem vor allem Wilhelm II. bei seinen zahlreichen Besuchen in Wilhelmshaven am Bahnhof vorbei neben dem Torgebäude direkt in die Werft hinein fuhr. Zusammen mit nur wenigen Werftgebäuden überdauerte das Werfttor I den Zweiten Weltkrieg. Der Alliierte Kontrollrat beschloss 1946: „Das Projekt des Baues der Stadt und der Marinewerft ist 1853 angefangen worden. Das einzige Ziel war die Unterstützung der deutschen Flotte während zweier Weltkriege. Die alliierten Mächte haben sich daher entschlossen, das dieses Kriegsarsenal mit den Resten der deutschen Kriegsmarine beseitigt werden muß.“ Weil es für den Aufbau einer „Friedensindustrie“ brauchbar schien, wurde das Torgebäude ebenso wie die große Schiffbauhalle oder das „Lehrlingshochhaus“ vor Demontage und Sprengung bewahrt. An die Kaiserliche Werft erinnert der alte Postbriefkasten im Toreingang. Wilhelmshaven wurde 1956 wieder zu einem wichtigen Stützpunkt der deutschen Seestreitkräfte, einer Marine der Demokratie im transatlantischen Bündnis. Das Werfttor I ist heute der Haupteingang zum Marinearsenal, welches seit 1957 Schiffe und Waffensysteme nicht mehr neu baut, sondern wartet und instandsetzt. Das Arsenal ist immer noch einer der größten Arbeitgeber in Wilhelmshaven und ein wichtiger Ausbildungsbetrieb. Längst aber ist die Stadt an der Jade nicht mehr so ausschließlich von der Marine geprägt wie bis 1945. Hafenwirtschaft und Industrie, Handel und Gewerbe, Forschung und Kulturtourismus tragen die Stadtökonomie maßgeblich mit.

Aus der Konversion des alten Kriegshafens entsteht Schritt für Schritt - nicht weit von hier - an Wilhelmshavens Südseite ein neuer Stadtteil: Wohnen, Gewerbe, Hafenwirtschaft, Kultur und Freizeit. Historische Identität und zukünftiges Profil sind kein Widerspruch, durch alle Zeiten ...

Kurzpredigt: *Frank Morgenstern*

„Wir beide gehören zusammen, komme was da wolle! Uns kriegt keiner auseinander.“ Wie oft hat es solche Treueschwüre schon gegeben? Mein Herz gehört nur DIR! Wie oft sind solch selige Versprechungen schon einander tief in die Augen versprochen worden. Sei es bei eingespielten Arbeitsteams, bei guten Freunden, bei alten Kumpanen oder auch bei tief verliebten Paaren. Wir gehören zusammen! Durch dick und dünn! In der Mitte der Karwoche erinnert uns die Geschichte von der Verleugnung des Petrus an all unser Scheitern auf unseren Wegen: Auch Du wirst mich verleugnen. Ach Quatsch, ich doch nicht und doch: es ist und wird so sein. Der Stich ins Herz ist tief und schmerzhaft. Durch alle Zeiten begleitet dies Thema von Verrat und Enttäuschung die Beziehungen der Menschen. Wilhelmshaven wirbt manches Mal mit dem Spruch: Wir haben das Meer ins Herz geschlossen. Schaut man sich einmal die Stadtkarte an, dann stellt man fest, dass diese Stadt noch viel mehr das Arsenal ins Herz geschlossen hat. Mitten rein in die Stadt ragt der Ausrüstungshafen. Umschlossen von Wohnhäusern, begrenzt von den Stadtteilen Heppens, City und Südstadt. Wieviele Menschen unserer Gemeinden haben hier gearbeitet: Haben Lohn und Brot verdient. Das Arsenal ist Teil der Stadt, manchmal Herzstück der Stadt. Der Schwur wir gehören zusammen, gilt eigentlich schon von Geburt an. Durch diese Herzklappe Werfftor 1 pulsiert das Leben. Die Menschen und auch die Marine werden versorgt. Die

Herzensfrage: Hälst Du zu mir?? Wie weit kannst Du mitgehen, erleben wir ja in den letzten Wochen und Monaten auch politisch! Der Schwur der Mächte: USA, Frankreich, Deutschland, England, wir gehören zusammen, gilt nicht mehr unangefochten. Und wir fragen an einer Herzensstelle: Was kann das Herz auf beiden Seiten aushalten? Müssen beide Herzen im gleichen Takt schlagen? Wir wissen, Herzen müssen nicht immer im Einklang schlagen, um trotzdem sich verstehen zu können. Wieweit darf unser Land mitgehen bei all dem, was da jetzt alles gefordert wird. Wann fängt die Verleugnung des eigentlichen Auftrags der Bundeswehr und der Marine an? Wir gehören zusammen durch dick und dünn und deswegen sagen wir auch etwas zu dem, was unserem Herz schmerzt, was das Völkerrecht verletzt und letztendlich nicht mehr getan werden darf. Gott segne Herzen, Mund und Hände bei allen Entscheidungen. Amen.

**Passionspunkt: „Eingebrannt“ 17.April 2003
Christus- und Garnisonkirche, Südschiff**

Zur Lage: *Gisela Wischer,
Lehrerin i.R.*

Den Krieg habe ich als Kind erlebt. Was für ein Glück! Denn Kinder können leben, ohne die Auswirkungen dessen, was sich um sie herum ereignet, (voll) zu ermessen. Vieles ist an mir, wenn nicht spurlos so doch erinnerungslos, vorbeigegangen; manches, das ich erinnere, erscheint mir durchaus in einem



heiteren Licht. Als wir 1944 hierher kamen, waren wir nicht ausgebombt, sondern nur übergesiedelt: von Ostpreußen, wo der Donner der Ostfront schon zu hören war, in die ziemlich zerstörte und sehr bedrohte Stadt. Hier konnten wir froh sein, möblierte Zimmer als Untermieter zu beziehen. Ich war froh, im Haus einen Spielkameraden zu haben, der mir beibrachte, auf Schlittschuhen sicherer zu werden. Die dicht gesäten Bombentrichter im Park gegenüber rund um den Wasserturm – randvoll mit Wasser - waren zugefroren, und wir spielten „Kriegen“ : quer über einen Trichter, dann so schnell wie möglich durch Laub und Geäst zum nächsten Wasserloch. Wie unbeschwert können Kinder den Augenblick leben. Ich war froh, daß meine Eltern so eindeutig ablehnten, mich ins Kinderlandverschickungslager zu geben. Die Szene ist mir ganz lebendig vor Augen: An der Kreuzung Bismarckstraße/Gökerstraße – Ruinen, wo man hinsah – immer dieser Trümmergeruch in der Nase – trafen wir meine Lehrerin. In großer Besorgnis redete sie auf meine Mutter ein. Fast alle Kinder seien doch schon in Sicherheit. Das klang vernünftig. Meine Mutter war nicht zu bewegen. Und die Begründung meiner Eltern: die leuchtete mir ein, obwohl ich sie nicht voll ermessen konnte: Unsere Familie war zuvor ein Jahr lang durch Evakuierungsmaßnahmen auseinandergerissen gewesen und mein ältester Bruder an der Front; nun sollten wir, wenn es „ganz schlimm“ käme, wenigstens beisammen sein. Erst in den folgenden Monaten lernte ich, was „ganz schlimm“ bedeuten konnte, wie nah der ferne Tod mir kam: mein Bruder wurde an der Ostfront vermißt gemeldet und meine Großmutter wurde bei einem Bombenangriff in Berlin in einem Luftschutzkeller getötet. Mein Vater war froh, so betonte er immer wieder, mit uns in einer Stadt zu leben, die durch das Bunkersystem wenigstens in dieser Hinsicht eine der sichersten

Deutschlands war. Aber was war schon Sicherheit damals? Jedesmal, wenn wir nach einem Angriff den Bunker verließen, stellten wir uns die gleichen Fragen: Steht unser Haus noch? Müssen Fenster repariert werden? Wo waren die Haupteinschläge? Wie geht es den und den Bekannten? Welche Geschäfte hat es getroffen? Was ist auf der Werft passiert? Wie sieht die Schule aus? Ein Datum hat sich besonders schrecklich eingepreßt: Sonntag, der 15. Oktober 1944.

Und noch heute, wenn ich Steinstaub oder feuchten Kalk rieche, kommen Bilder von frischen Ruinen hoch. Geblieben sind auch andere Erinnerungen: an den Krach, wenn die metallenen Luftschutztüren geschlossen und mit den schweren Hebelgriffen verriegelt wurden; oder an den beißenden Geruch des Nebels, der die militärischen Anlagen schützen sollte. Und noch heute bemerke ich an mir eine besondere Aufmerksamkeit, wenn am Samstag mittag um 12 Uhr die Testsirenen ertönen. Sicherheit: die gab es nirgendwo. Dagegen gab es etwas anderes, das ich bis heute nicht vergessen habe: der Zusammenhalt und die Vertrautheit mit den Menschen, innerhalb der Familie, aber auch mit den Nachbarn im Bunker. Noch Jahre später begrüßte man sich freudig, wenn man sich traf. Was war das, was uns verband?

Kurzpredigt: Lennart Krauel

Der Liedermacher und Dichter Wolf Biermann überlebte als sechsjähriger Junge den Feuersturm auf Hamburg im Jahr 1943, bei dem alles in Schutt und Asche gelegt wurde, weil seine Mutter mit ihm auf dem Rücken einen Elbkanal durchschwamm. In einem Gedicht erinnerte er sich später an die Vernichtung, die durch den nächtlichen Bombenhagel

bewirkt worden war. Er schreibt: „In jener Nacht fiel Schwefel von den Himmeln – Das Dach von der Fabrik flog durch die Luft wie ein Komet. Die Toten alle kleingebrannt fürs enge Massengrab.“ Die Körper der Toten kleingebrannt – „Dies ist mein Leib“, sagte Jesus, nachdem er das Brot gebrochen und seinen Jüngern gegeben hatte. Eingebrennt in die Seelen der Menschen. Als 1945 die Stadt Köln in einen riesigen Schutthaufen verwandelt wurde, überlebten tausende Kölner nur, weil sie in Kellern und Tiefbunkern unter der Stadt hausten und sich dort notdürftig eingerichtet hatten. Ein Reporter schildert eine Szene, die er in diesen Kellern erlebt hat: „Eine Tür ging auf, und in dem plötzlichen Licht schlüpfte ein kleiner Mann heraus mit einer schweren Rolle Bettleinen über den Schultern. Hinter ihm saßen sechzig Deutsche, in der Mehrzahl Frauen mittleren Alters. Sie waren friedlich beim Essen: Schwarzbrot, Kartoffelbrei, gekochter Weißkohl ... Auf den Tischen standen frische Narzissen und Tulpen.“ Die Menschen sitzen in den Kellern und essen das, was ihnen geblieben ist – „Als es Abend wurde, saß Jesus mit seinen Schülern bei Tisch, und während sie aßen, nahm er das Brot und segnete es.“ Eingebrennt in den Kellern der Stadt.

In den Katakomben in Rom, in denen die ersten Christen sich vor ihren Verfolgern verstecken mußten, gab es Räume – wie große Höhlen –, in denen sich die Menschen zu Gottesdiensten und zur Feier des Abendmahles versammelten. An einer der Wände in diesen Katakomben las ich die hingekritzelt lateinischen Worte: „Flora in pace“ – „Blühe in Frieden“. Frieden und Gemeinschaft.

Der Wunsch nach Frieden, nach einer friedlichen Zeit. In den Katakomben der Stadt Rom; in den Kellern der zerbombten Stadt Köln; in den verkohlten Überresten der Stadt Hamburg; überall, wo Bomben alles vernichtet haben.

Der Wunsch nach Frieden für die Menschen, die heute, gestern oder morgen von der Zerstörung durch den Krieg, durch den blutigen Tod bedroht sind. Im Irak, überall auf der Welt. Jesus sagte: „Dies ist mein Blut. Das Blut des Bundes, das zur Vergebung der Sünde für viele vergossen wird.“ Eingebrennt in die Seelen der Menschen – der Wunsch nach Frieden. Amen

Passionspunkt: „Hoffnungslos“ 18.April 2003 Kunsthalle, Adalbertstraße 28

Zur Lage: *Dr. Daniel Spanke,
Kunsthallenleiter*

Im Jahre 1968 hat der österreichische Künstler Arnulf Rainer sich in diesem Bild viermal dargestellt, viermal selbst fotografiert. Es ist zugegeben ein sehr seltsames Bild. Keiner von uns würde sich wahrscheinlich freiwillig so fotografieren lassen. Es sind Extreme: – ein Getriebener, ein geistig Armer. Und doch verstehen wir gar nicht, was da passiert. Die Sprache der Mimik, die uns sonst so vertraut ist und die wir brauchen um uns sicher zu fühlen, scheint uns hier entglitten. Rainer hat sich hier dargestellt wie ein psychisch Kranker, der von Wahngestalten, die nur er sieht, überfallen wird, auch auf die er reagieren muss. In der Tat hat sich Rainer viel mit psychisch Kranken und ihren Symptomen beschäftigt. Es sind Menschen an der äußersten Grenze. Nicht nur an der äußersten Grenze der Gesellschaft, was wir noch gerade bereit sind in unserer Nähe zu ertragen oder auch schon nicht mehr.



Es sind Menschen an der äußersten Grenze des Menschseins. Grenzen sind auch gefährlich. Hinter ihnen fängt das Unbekannte, das Unheimliche an, in dem wir eben nicht zu Hause sein können.

Die Psychologie erklärt den Wahn damit, dass diesen Menschen etwas unvorstellbar Schreckliches und Grausames widerfährt: nämlich der Zerfall, die Auflösung und Auslöschung des Ichs. Es droht die alleräußerste personale Vernichtung – der totale Abgrund, der absolute Tod.

An diesem äußersten Punkt, diesem tiefsten Punkt des Menschseins ist der Mensch gezwungen etwas gegen den Absturz ins Bodenlose zu tun: hier entspringt nicht der Wahn von außen, sondern aus dem Menschen selbst, es ist sein Geschöpf. Er muss kreativ werden, er erschafft sich seine Welt, sein Wahngedäude, in dem es gelingen soll, die Wahrnehmungen des Unerklärbaren doch zu erklären, sich mit ihnen einzurichten, so gut es eben geht.

An diesem Punkt ist der Mensch der Allerrettungsbedürftigste und der Wahn ist der verzweifelte Versuch, sich gegen die Vernichtung durch Neuschöpfung zu stemmen.

Der Künstler ist der Meinung, dass dieser Punkt, in dem Tod und Kreativität so heftig miteinander ringen, ein wichtiger Punkt ist, dem wir uns stellen müssen. Dass wir an der Grenze, die niemand von uns freiwillig aufsucht, etwas Wesentliches unseres Menschsein kennen lernen können: den Ursprung eigener Kraft. Und es ist eine vehemente Kraft, die sich in den bis zum Äußersten verzerrten Gesichtern widerspiegelt. Rainer spricht auch vom "autistischen Theater". Nicht um anderen etwas zu zeigen, sondern um sich gegen den Tod zu stemmen. Es ist das Menschlichste was wir tun können.

Das Bild mag lächerlich wirken, peinlich auch. Und in der Tat ist es voller Pein, aus der aber die erstaunlichste Kraft zu gänzlich

Neuem entspricht. Und dieses Neue, das uns so komisch vorkommt, ist wertvoll, weil es Leben ist, wenn auch kein perfektes – weiß Gott.

Kurzpredigt: *Frank Morgenstern*

Du bist ein hoffnungsloser Fall, lacht die Mutter, als ihr Sohn zum wiederholten Mal einen Kopfsprung vom Beckenrand versucht und nur einen schmerzhaften Bauchklatscher hinkriegt. Komm, gemeinsam kriegen wir das hin, sie hilft ihm aus dem Wasser und lächelt ihn an.

Du bist ein hoffnungsloser Fall, sagt der enttäuschte Vater, als der Sohn von der 28. Absage einer Lehrstelle berichtet.

Aus dir wird nie wieder was, sagt die Ehefrau, als ihr klar wird, dass ihr Mann in seinem Alter hier wohl keine Arbeit mehr finden wird und sie merkt, wie das Leben ihr zwischen den Händen zerrinnt.

Du bist ein hoffnungsloser Fall, aus dir wird nie wieder was. Das sind ähnliche Aussagen, die Menschen gewollt oder ungewollt abstrafen und zu Personen ohne Hoffnung machen. Zu Menschen, die eigentlich nichts mehr erwarten, die ganz am Ende sind. Je mehr ich dahin gedrängt werde, desto mehr werde ich auch zu solch einer Person. Arnulf Rainer hat sich so dargestellt, ein hoffnungsloser Fall, von dem ist nicht viel zu erwarten.

Wie, der ist Künstler und hat sich so ablichten lassen. Na umso schlimmer, der müsste es doch besser wissen. Hoffnungslos, da kann ich nichts mit anfangen.

Hoffnungslos, ganz am Ende, so die Situation biblisch am Karfreitag. Verflucht ist, wer am Holze hängt, so eine alte biblische Aussage. Verflucht ist, wer so hingerichtet wird. Da kann ja nichts draus werden. Das ist tiefste Bestrafung nach

damaligem Denken. Die Grenzen sind aufgelöst und längst überschritten.

Dennoch: aus diesem tiefsten Punkt entsteht etwas vollkommen Neues. Sagt und verspricht unser Glaube. Der Tod schlägt zu und doch sagen wir mit diesem Tag: Nein, er hat nicht das letzte Wort.

Jesus wird zum Bild für all die Menschen, die über die Grenzen gehen müssen und dabei von ihrer Umwelt als hoffnungslos abgewertet werden. Von denen wir eigentlich nichts mehr erwarten, die in sich selbst verkrümmt sind (wie Luther es beschrieben hat). Deren Pein selbst uns zur Last wird, deren zerfallendes Ich uns allein vom Augenschein her schon quält.

Aus: Du bist ein hoffnungsloser Fall! da kann es am Karfreitag einen Neuanfang geben. Du bist zum Gespött geworden, wird ihm zugerufen, sie machen sich lächerlich über dich.

Am Karfreitag fängt da unten, im Dunkel, in der scheinbaren Hoffnungslosigkeit neues Leben an. Wo das so ist, da beginnt etwas Neues, da gehen wir auf Ostern zu, da wird aus einem hoffnungslosen Fall ein Fall, der Hoffnung für alle bringt. Gott gibt den Hoffnungslosen nicht auf. Und aus der Hoffnungslosigkeit erwächst kreatives Potential.

Also: Hoffnung – los brich auf.

Amen.

Passionspunkt: „Land unter“ 19.April 2003 Banter Ruine, Grodendamm (nördliche Seite)

Zur Lage: *Ursula Aljets, Diakonin in Bant*

Wir stehen hier heute am historisch richtigen Ort in einer falschen Ruine. Diese Ruine ist vom Verschönerungsverein erst 1889 nach der Wiedereindeichung und den Ausgrabungen gebaut worden.

Zu dieser Kirche:

Wahrscheinlich wurde in der Zeit der Christianisierung um 800, also kurz nach der Beauftragung des Bischofs Willehad von Bremen mit der Mission, hier zunächst eine Holzkirche auf der jetzigen Kirchwurt gebaut. Es folgte dann im 11. - 12. Jahrhundert eine Kirche aus Granitquadern und Backsteinen. Aus dem „Banter Missale“ wissen wir, dass sich Edo Wiemken der Ältere zunächst diese Kirche als Burg befestigte, ehe er 1383 die spätere Siebethsburg baute. Diese Kirche wurde nach der Antoniflut vom 17. Januar 1511 aufgegeben. Es sind zwei Siegel bekannt: das Quadrans, das Viertel, führte ein Mariensiegel und die Kirche das Georgssiegel. Die durch Ausgrabung ermittelten Maße: Länge: 25 - 30 m Breite: 8,50 - 9 m lassen Ähnlichkeiten mit den Kirchen von Oldorf, Minsen und Sengwarden vermuten. Im Ausgrabungsbericht des Baumeisters Kunisch von 1867 heißt es: „Im Jahre 1863, im August, wurde bei Abschälen des Rasens zum Behuf der Deichreparaturen, von den damit beschäftigten Arbeitern seicht unter der Oberfläche des BandterKirchhofshügels, ... der Steinsarg gefunden.“ Prof. Rudolf Virchow aus Berlin untersuchte damals einige Schädel



aus Bant. Sie sind noch heute in Berlin in der Anthropologischen Sammlung. Nach der Sturmflut von 1511 wurde die Banter Kirche ausgedeicht. Edo Wiemken, der Herr des Jeverlandes, starb am Gründonnerstag 1511 an einer Lungenentzündung, die er sich in der Flutnacht zuzog. Die Vormünder seiner unmündigen Kinder, Christoph, Anna und Maria, waren nicht um die Reparatur der Deiche bemüht. Nach der Ausdeichung gehörte der Rest des Kirchspiels zu Neuende. 1879 wurde in der neuen politischen Gemeinde Bant eine katholische Marienkirche errichtet. Die evangelische Gemeinde wurde 1886 selbständig und baute zunächst eine Kapelle und dann 1900 die jetzige Banter Kirche. Beide Kirchen wurden dann am 15. Oktober 1944 beim gleichen Bombenangriff zerstört. Die Banter Kirche wurde am gleichen Ort wiederaufgebaut, die Kirche St. Marien wurde an der Bremer Str. neu errichtet. Dieser Ort steht also für Friesen, die fromme Christen wurden; eine Kirche, die auch eine Burg war; für den Willen sich weder der Zerstörung durch Naturgewalten noch Krieg zu fügen.

Kurzpredigt: *Bernhard Busemann*

Und Gott sprach, es sammle sich das Wasser unter dem Himmel und an besonderen Orten, dass man das Trockene sehe. Und es geschah so. Gott nannte das Trockene Erde und die Sammlung der Wasser nannte er Meer. Und Gott sah, dass es gut war.

War´s das? Und es türmten sich gewaltige Wellen auf, angetrieben von unbändigen Stürmen. Und es summten Flugzeuge am Himmel und warfen ihre Bombenlast auf besondere Orte, so dass keine Seele trockenen Auges zusehen konnte. Alles ist zerstört. Auch die Hoffnung in den Stürmen und Sturmangriffen des Lebens jedenfalls einen Ort zu

haben, der Sicherheit gibt. Jedenfalls einen Ort, an dem Gott seine Nähe zu uns Menschen dadurch zeigt, dass er ihm Ruhe schenkt. Ruhe in Frieden? Das gibt es Nirgendwo. Keine Ruhe – viele Ruinen. Überall im Leben. Ganz aktuell: Die katastrophale Zerstörung von Kulturstätten, von Grabungsstätten, von Museen im Zweistromland und in Bagdad. Unwiderbringliche, jahrtausendealte Schätze aus der Wiege der Menschheit: Zerstört und ausgeplündert. Ganz nahe an uns: Menschen, die uns Geborgenheit und Raum für Nähe geben, die einen wichtigen Platz in unserem Leben einnehmen. Das beunruhigende: Mit einem Herzschlag kann alles ruiniert sein. Damit müssen wir leben lernen. Ruhe in Frieden? Nicht einmal am Grab von Jesus! Fast zynisch muss man feststellen, dass immerhin Soldaten da waren, die aufgepasst haben. Ruhe in Frieden? Nicht einmal am Grab von Jesus! Vielleicht drückt sich darin die ergreifende Würde und Glaubwürdigkeit unseres Gottes aus. Auch der letzte, scheinbar unverrückbare Stein vor der Grab, bleibt nicht da liegen wo er ist. Allerdings, als der sich bewegt, als der verrückt wird ist mit der Auferstehung etwas verrücktes passiert zwischen Himmel und Erde. Ich glaube, dass kann uns über Wasser halten. Amen